

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Am Telefon

Von Holger Appel

Die Telekom eignet sich immer für einen Katastrophenbericht. Wie die Bahn. Geschenk. Jetzt hat sie freilich Ärger von offizieller Stelle, weil durch ihre Leitung viel weniger Daten viel langsamer durchkommen als versprochen. Oder besser: Als das, was die Kunden als versprochen annehmen. Es geht darum, ob 50000er Leitungen das maximal, genauso viel, immer oder nur manchmal downloaden. Ein jeder weiß, sie tun es vor allem Sonntag Nachmittag nicht, offenbar wollen dann viele gleichzeitig surfen, was erlahmende Wirkung hat. Dabei genießt die Deutsche Telekom noch das meiste Vertrauen. Man muss sich nur im Angesicht eines günstigeren Angebots ratsuchend an den Freundeskreis wenden: „Mit Festnetz und Internet zu Vodafone wechseln? Bist Du irre? Das klappt nie und nimmer.“ Anfrage im Telekom-Laden, ob sich am Tarif was machen ließe. Es lässt, teurer geht immer. Halteprämie? „Nö, dann müssen Sie eben gehen.“ So sei es, aber Obacht, wer die Rufnummer mitnehmen will, darf nicht selbst kündigen, sondern muss das den neuen Anbieter machen lassen. Es gehen ein: Kündigungsbestätigung der Telekom. Auftragsbestätigung von Vodafone mit Kennwort, besser: Kennwörtern. Am Umschalttag ist die Leitung wie angekündigt tot, doch, oh Wunder, das Internet lässt sich über die Fritz-Box leichterhand wiederherstellen. Nur eine Kennnummer muss eingegeben werden, praktisch. Das Telefon bleibt stumm. Anruf bei der Hotline, ein zwischen Sachkenntnis und Genervtheit changierender Mitarbeiter dirigiert durch das Router-Menü. Eine zweite Ziffernfolge muss eingegeben, zuvor die eigene Telefonnummer gelöscht (erfordert Überwindung) und wieder aktiviert werden. Unfassbar, klappt. Telefonanbieter wechseln ist so einfach wie den von Gas und Strom. Ein Hoch auf den Wettbewerb. Finger kreuzen, die Leitung steht schon ein Woche. So zuverlässig wie die der Telekom. Und Sonntag Nachmittag genauso lahm.

Oktober bis Ostern

Von Boris Schmidt

Es ist höchste Zeit, an die Faustregel „O bis O“ zu erinnern: Von Oktober bis Ostern sollten Winterreifen aufgezogen sein. Die Regel ist eine gute Empfehlung, und wie jedes Frühjahr bekommt man jetzt kurzfristig keinen Termin, wenn die Winter- gegen die Sommerreifen getauscht werden sollen. Jedes Jahr nehmen wir uns vor, vorausschauend einen Termin beim Reifenhändler zu machen, und jedes Mal gerät es in Vergessenheit. Also fährt man die Winterschlappen noch eine Weile, was ihnen bei dieser Wärme nicht gut tut. Geht es nur um die Frage des rechtzeitigen Umsteckens, ist alles halb so wild. Schwieriger wird es, wenn neue Sommerreifen für müssen. Vor allem nördlich des Mains kommen immer mehr Autofahrer zu der Erkenntnis, sich die ewige Wechselei zu ersparen und nur noch auf ein Reifenquartett zu setzen. Das birgt natürlich das Risiko, dass man im Winter vielleicht doch mal das Auto stehen lassen muss, weil schließlich bei winterlichen Straßenverhältnissen die Winterreifenpflicht gilt. Oder man riskiert eine Strafe und hat dazu im Zweifelsfall mächtigen Ärger, wenn es gekracht hat. Da gibt es aber doch noch die Ganzjahresreifen. Taugen die was? Michelin hatte das Thema jahrelang gemieden wie der Teufel das Weihwasser, weil sie nichts Halbes und nichts Ganzes seien. Aber im Mai 2015 brachte Michelin plötzlich den Cross Climate, einen Sommerreifen mit „voll winter-tauglichen Eigenschaften“. Tatsächlich bremsst dieser Reifen auf Schnee so gut wie ein Spezialist, und er bietet auch gleich viel Grip, er hat aber andere Nachteile, zum Beispiel einen höheren Verschleiß. Ein Allrounder hat immer Schwächen auf manchen Gebieten. Letztlich gibt es keine allgemeingültige Empfehlung, ob wechseln oder nicht. Wer es nicht tut, spart Geld und Zeit, den Umstand mit den teuren Reifendrucksystemen und muss sich auch keine Gedanken ums Lagern machen. Übrigens, mache Händler bieten Winterräder zur Miete an. Auch das ist eine Lösung.



Scheibengeister

Mundgeblasenes Flachglas ist eine Kunst für Kirche und Kultur. Und eine geheimnisumwitterte Rarität. In Deutschland glüht der Ofen nur noch in einer Hütte. Von Holger Appel

Wenn es Nacht wird in Waldsassen, kocht Marcel Kempke seine Suppe. Mit 1430 Grad ist sie ein wenig warm für den sofortigen Verzehr, aber diejenigen, die sie ausöffeln sollen, kommen erst am nächsten Morgen um 4 Uhr. Der Mann ist Schmelzmeister, einer der letzten seiner Art, und an diesem Abend rührt er in der Glashütte Lamberts, der letzten ihrer Art in Deutschland, braunes Glas an. Nicht irgendein Braun, ein spezielles aus dem Spektrum von 5000 Farben und Strukturen. Die Grundzutaten sind seit Jahrhunderten bekannt, doch wie der Farbton des Musters genau getroffen und vor allem über alle Chargen treu gehalten wird, das ist eine Mischung aus Kunst und Können und Geheimniskrämerei. Sie hat etwas magisches, verschworenes, denn was in welchen Mengen Kempke in den brodelnden Topf gibt, mag er nicht verraten. „Mein Kapital sind meine Augen. Und das Wissen, das mir mein Vater weitergegeben hat“, sagt er. „Zehn Jahre Erfahrung braucht man, bis man genau einschätzen kann, wie die Substanzen schmelzen und welche Farbe sie ergibt.“ Es ist heiß am Ofen, in der ganzen Halle, doch wer die Hitze nicht aushält, soll die Küche meiden, heißt es. Es hält sie in der Tat nicht jeder aus.

Reiner Meindl, der die Hütte im Jahr 2009 übernommen hat, weiß von neuen Mitarbeitern, die Hautausschlag bekommen oder schlecht den harten Anforderungen des Meisters nicht genügen. Deshalb stellt er nur Menschen ein, die eine abgeschlossene Berufsausbildung haben und arbeitslos sind. So muss das sichere Standbein nicht riskiert werden, denn der Beruf des Glasmachers ist nicht nur eine Herausforderung an Körper und Geschick, sondern mangels Hütten auch eine seltene Spezies. Die vormalig als Fleischer, Gärtner, Schmied oder Betonbauer tätigen Glasmacher erlernen ihr Hand- und Mundwerk on the Job, wie man heute wohl sagt. Macher von Flachglas ist ein Anlernberuf, kein Ausbildungsberuf. 64 Mitarbeiter hat die Hütte, sie hantieren wie ein gut eingespieltes Orchester. Oft muss es schnell gehen, weil sich das Honig um die Pfeife gedrehte heiße Glas nur wenige Augenblicke bearbeiten lässt.

Mindestens fünf Jahre vergehen, bis man es zum Meister bringt und weiß, wann wie viel Luft durch die aufgeheizten Pfeifen in den aus glühendem Glas bestehenden Ballon geblasen werden muss. Wie schnell man die Pfeife von rechts nach links und umgekehrt drehen muss und wie man das tut, ohne sich die Handgelenke zu ruinieren. Wie man das Ensemble aus der schon schweren, zwei Meter langen Pfeife und dem bis zu 25 Kilogramm wiegenden Glasballon schwingen muss, damit sich ein Zylinder bildet, der gleichmäßig drei Millimeter dick ist. Wie man denselben an der Kante mit dem innen anzusetzenden Glasschneider abrundet, ohne sich selbst die Pulsader aufzuritzen. Wie man den Zylinder nach dem Erkalten der Länge nach aufschneidet, im zweiten, einer Pizzeria nicht unähnlichen Ofen ausrollt

und mit einem Stück Holz bügelt, auf dass er eine Scheibe werde von antikem Antlitz, so wie sie Restauratoren für Kirchen und Museen, Künstler oder Architekten für historisch korrekt zu erhaltende Häuser schätzen.

Dieser Tage gießen sie in mühevoller Kleinarbeit 3200 unterschiedliche Dallen (Glasfliesen) für eine Kirche im belgischen Beringen. Man darf sich das wie Förmchenbacken vorstellen. Ein Mitarbeiter reicht die aus Holz geschnittene Form an, ein zweiter holt mit einem Kelch die glühende Glasmasse aus dem Ofen und gießt sie in die Form, ein dritter trägt die gefüllte Form zum Abkühlen auf einer Art Backblech fort. Wie gesagt, 3200 Mal. Auch manch modernes Gebäude schmückt sich mit der Mundwerkskunst aus Waldsassen, der gläserne Treppenaufgang eines Forschungszentrums in Stockholm soll ein Beispiel werden.

Aufträge ergattern ist freilich mühsam und erfordert gerade in öffentlichen Vergabeverfahren jahrelange Überzeugungsarbeit. Meindl reist dafür durch die Welt, derzeit hofft er auf einen Zuschlag aus Rio de Janeiro. Die Kathedrale St. Sebastian muss renoviert werden, 2500 Quadratmeter Dallen stehen zum Austausch an. Die Dimension macht deutlich, warum die Augen des Schmelzmeisters das wichtigste Kapital sind. Farbtreue ist die große Kunst. Jede Fliese muss exakt der Vorgabe entsprechen, und jede Charge gleicher Farbe muss tatsächlich gleich sein. Wo so viel Traditi-



Richter am Dom: Kunstvolle Fenster in Köln. Weiße für daheim gibt es ab 130 Euro je m².

on zu wahren ist, gerät Innovation womöglich aus dem Blick. Doch die Waldsassener denken auch daran. Sie haben ein UV-Strahlen abweisendes Glas erfunden und patentieren lassen, das natürliches Licht an Kunstwerke heranlässt, sie aber vor Zerstörung dadurch schützt. „Vorhänge, abgedunkelte Fenster oder eingezogene Folien gehören damit der Vergangenheit an. Der Vatikan hätte die Sixtinische Kapelle besser mit unseren Scheiben statt mit Tausenden LED von Osram bestückt“, behauptet er.

Eine Arbeitsschicht dauert von 4 Uhr morgens, bis der Topf, der Hafen heißt, leer ist. Das ist meist gegen 10 Uhr der Fall. Warum so früh? Die offizielle, seit Jahrzehnten geltende Begründung ist die Vermeidung der Sommerhitze. Doch auch im Winter wird zu nachtschlafen-

der Zeit begonnen, was gewisse logistische Schwierigkeiten verursacht, weil selbst der erste Schneepflug später ausrückt. Vermutlich war (und ist) es so, dass ein jeder eine zweite Aufgabe, vor allem in der Landwirtschaft, hatte. Ein erfahrener Glasmacher verdient, sie rechnen netto, 1300 bis 1600 Euro im Monat. Da ist selbst in der günstigen, nur Minuten von der tschechischen Grenze entfernten Gegend eine Kuh als Nebenerwerbsquelle von Vorteil.

Damit die Glasmacher das flüssige Glas entnehmen können, wird der Ofen in der Früh auf 1080 Grad heruntergefahren. Niedriger geht nicht, das Glas muss schließlich flüssig bleiben. Erlöschen darf der Ofen nie, sonst bekommt er Risse. Die Energiekosten sind entsprechend horrend. Ein Hafen hält neun Wochen, dann muss er ausgetauscht werden. Dazu wird der aus Ton mit zugemischter Schamotte bestehende frische Hafen innerhalb von sechs Tagen behutsam auf 1300 Grad erwärmt und mit dem Gabelstapler in den glühend heißen Ofen eingesetzt. Sodann können die Glasmacher von neuem beginnen. Bricht ein Hafen vor der Zeit, müssen gleich alle anderen sieben mit ausgetauscht werden, denn allzu oft darf der Ofen nicht geöffnet werden. An seinem ebenfalls mehr als 1000 Grad heißen Boden leiten Schlitz-überlaufende Glasmasse ins Untergeschoss ab, die dort in Wagen tropft und abgefahren werden kann. Vorsicht ist selbst mit dem erkaltenden Abfall geboten. Während er abkühlt, springen unvermittelt Stückchen heraus, die Scherben fliegen bis zu drei Meter weit.

Nur noch drei Hütten auf der Welt beherrschen den Lohn dieser Mühen. Profanes Gießen und Rollen kann jeder, billiger herstellen auch, insbesondere die Chinesen. Das Hand- und Mundwerk indes ist eine Rarität, eine ebenso spezielle wie bedrohte. Es gibt noch ein paar Hütten, die edle und entsprechend teure Parfümflakons oder Getränkegläser blasen, etwa die mühevoll wiederbelebte Firma Theresienthal im Bayerischen Wald. Aber Zylinder blasen, mithin mundgeblasene Scheiben, das machen nur noch eine Hütte in Frankreich, eine in Polen und die 1906 gegründete Glashütte Lamberts in Waldsassen. So viele Farben wie die Bayern bietet keiner, Weiß und 250 weitere sind Standard, andere Töne werden auf Bestellung angefertigt. Die Unterschiede zu Industrieglas sind sichtbar, Bearbeitungsspuren künden von der Unvollkommenheit des Kulturguts. Sie sind auch spürbar.

Es wird wieder Nacht in Waldsassen, Zeit für Marcel Kempke. Er rührt seine Suppe an, der Ofen feuert, 1500 Grad. Mit virtuoser Geschicklichkeit zieht er aus einem Batzen glühender Glasmasse eine Probe, die er zum Farbgleich ins Licht hält. Die Farbe stimmt nicht hundertprozentig. Er mischt etwas nach, ein Töpfchen von dem hier, eines von dort, und er sagt natürlich wieder nicht, was und wie viel. Die nächste Probe, jetzt passt alles. Kompromiss ist ein Begriff, der in seinem Wortschatz nicht vorkommt. Qualität bedeutet Existenz, das wissen sie hier. Und sie möchten das Geheimnis guten Glases gern noch einige Generationen weitertragen.



Zaubert Scheiben aus dem Zylinder: Der Glasmacher bläst Luft durch die hohle Stange, die Pfeife heißt. Er dreht dabei die glühende Masse wie Honig. Der entstehende Zylinder wird der Länge nach aufgeschnitten und legt sich unter geringerer Hitze flach. Im Ofen herrschen bis zu 1500 Grad. Fotos Hersteller

Suzi hat Gelbfieber

Neu vorgestellt: Die überarbeiteten Reiseenduros V-Strom 650 und V-Strom 1000 von Suzuki im ersten Test. Seite 2

Das autarke Haus

Der Abschied vom Energieversorger kann gelingen. Er ist nur ziemlich aufwendig und auch noch ziemlich teuer. Seite 2

Genial daneben

Von der grünen Bohne zum heißen Kaffee, das soll alles in einer einzigen neuen Maschine gelingen. Wir hegen Zweifel. Seite 4

